

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

I. Jahrg.

Berlin, 15. Oktober 1895

No. 20

Redaktion: Berlin C. 19, Niederwallstr. 13, III.

Christenthum und Sozialdemokratie.*)

In einem äusserst interessanten Artikel in No. 18 des „Soz. Ak.“ hat Genosse Dr. G. Zepler die Frage der Stellung der Sozialdemokratie zur Religion berührt. Mit Recht hat er sich dagegen gewendet, dass von mancher Seite eine bestimmte religiöse oder philosophische Richtung mit den Bestrebungen unserer Partei verknüpft wird. In der That hat die Sozialdemokratie als politische Partei nichts mit diesen Fragen zu thun. Die Sozialdemokratie ist als politische Partei nichts als die Vertreterin der Interessen der Arbeiterklasse, das Produkt einer bestimmten ökonomischen Entwicklung. Sie hat diese Interessen auf jede Weise zu fördern und eine Umgestaltung der Wirthschaftsweise, wie sie sich aus ihren ökonomischen Lehren als nothwendig ergibt, anzustreben. Ihre stets wachsende Macht entspringt aus der ökonomischen Entwicklung selbst, und diese hat sie im Kampfe als Klasse gegen Klasse zur politischen Geltung zu bringen. So hat sie zwar alle Institutionen auch nicht ökonomischer Natur, soweit sie zur Unterdrückung der Arbeiterklasse dienen, zu bekämpfen, aber sie hat sich in keiner Weise mit der Lösung metaphysischer Probleme zu beschäftigen. Nur soweit Religion oder Philosophie und Moral als Mittel zur Unterdrückung benutzt werden, hat sie den betreffenden Systemen entgegenzutreten. Aus diesen Gründen entspringt der Programmsatz: „Religion ist Privatsache“. Völlig verkehrt wäre es daher, wenn sich die Sozialdemokratie als politische Partei für ein bestimmtes System, wie den naturwissenschaftlichen Materialismus engagirte, dieses propagiren wollte. Dabei wäre es ganz gleichgiltig, ob dieses System wirklich so haltlos ist, wie der naturwissenschaftliche Materialismus, der wie Dr. Zepler mit vollem Recht betont, die grundlegenden Fragen gleichfalls nur mit unbewiesenen Glaubensätzen beantworten kann.

Dass wir uns aber davon zurückhalten, für ein bestimmtes System einzutreten, schliesst jedoch eben durchaus nicht aus, dass wir bestimmte

*) Mit diesem Artikel beginnen wir die in No. 19 angekündigte Diskussion über „Atheismus in der Sozialdemokratie“.
Die Red.

Systeme bekämpfen, Systeme, deren Moral eine Klassenmoral ist, die als Mittel der sozialen Unterdrückung benutzt werden. Zu ihnen gehört meiner Ansicht nach das Christenthum, das Dr. Zepler so sehr in Schutz nimmt, indem er vergisst, dass wir auch für diese Religion einzutreten keine Veranlassung haben.

Dr. Zepler irrt, wenn er meint, dass es in Zukunft vielleicht einmal heissen wird, weil wir Christen sind, sind wir Sozialdemokraten. Das mag für einzelne Ueberläufer aus dem Lager der Bourgeoisie vielleicht Geltung haben, für die grosse Masse der Arbeiter kann es niemals der Fall sein. Das eigentliche Wesen des Christenthums in seiner reinsten Form kann niemals zur Ethik einer Klasse, wie das Proletariat, werden, bei Strafe ihres Untergangs, ihrer geistigen und leiblichen Verelendung. Die Ethik des Christenthums ist ohne alles Begehren; sie predigt Ent-sagung, Abkehr von allem Irdischen, das Aufgeben der Persönlichkeit. Wohin käme wohl das Proletariat, wenn diese Ethik ihm in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Die Moral des Christenthums ist die Moral einer übersättigten Kultur, die Moral des Verfalls und der Décadence. Als die antike Welt zusammenbrach, da konnte eine solche Moral den müden Männern und Weibern einen neuen Reiz bieten, gerade wie heute Symbolismus und Mysticismus für Viele zu einer neuen Heilsbotschaft werden. Den frischen kräftigen Völkern des europäischen Nordens wurde diese christliche Religion erst nach langen Kämpfen aufgezwungen und niemals drang sie tiefer ein, als das Weihwasser ihnen die Haut netzte. Sie wurden Christen, aber rein äusserlich; sie gehörten nur der christlichen Kirche an. Das orientalische, erschlaffende, jede kräftige Bethätigung lähmende Wesen des Christenthums war ihnen im Grunde ihrer Seele zuwider, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Nicht Demuth und Ergebung stand ihnen an, sondern kräftiges Begehren und energisches Handeln. Es ist ja ganz gut der Bourgeoisie Ent-sagung zu predigen, aber dem Proletariat bleibe man mit der christlichen Ethik vom Halse.

Haben wir also allgemein uns den Fragen der Metaphysik und der Moral gegenüber neutral zu verhalten, jedoch ethische Prinzipien, welche wie das Christenthum unseren Klassenbestrebungen entgegen sind, zu bekämpfen, so kann doch auch die Aufgabe an uns herantreten, auch in dieser Richtung positiv zu wirken. Die Partei als solche hat damit allerdings nichts zu thun, das Programm ihrer Thätigkeit liegt auf anderem Gebiete. Aber ihre einzelnen Mitglieder werden das metaphysische Bedürfniss, das alle Menschen zu eigen, auch an sich verspüren. Sie werden Stellung in den Fragen der Religion nehmen wollen, nicht als Sozialdemokraten, aber als Menschen. Es wäre verkehrt, wenn man nicht bemüht wäre, dieses Bestreben auf den unserer bisherigen Erkenntniss nach richtigen Weg zu führen. Darum kann die Erörterung philosophischer und religiöser Fragen nicht unterbleiben, sie bildet eine zu wichtige Seite des menschlichen Lebens. Irrthum und Verkehrtheit mögen dabei vorkommen, wenn sie nur nicht als officielle Meinungen der Partei, sondern als private Ansichten vorgebracht werden.

Gracchus.

Der Breslauer Parteitag.

Vom 5. bis 12. Oktober fand in Breslau unter gespannter Aufmerksamkeit der gesamten Oeffentlichkeit der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie statt. Die deutschen Arbeiter können mit dem Verlaufe desselben zufrieden sein. Ihnen ist es nichts Neues, dass der Eifer der Genossen, welche von ihren Ueberzeugungen fest und ehrlich durchdrungen sind, bei Meinungsverschiedenheiten persönliche Zusammenstöße zur Folge hat, und ebenso alt ist ihre Erfahrung, dass der Bestand und das Fortschreiten der Partei von dergleichen Zusammenstößen keine Anfechtung erleiden kann.

Der Breslauer Parteitag war einer der wichtigsten der letztjährigen Kongresse. Auf ihm standen nichts mehr und nichts weniger als die Grundsätze der Sozialdemokratie zur Debatte. Und wenn man das bedachte, so hatte man auch kein Recht, von ihm eine positive Lösung nach der einen oder anderen Richtung hin zu erwarten. Eine positive Lösung hätte das strittige Prinzip in ein Dogma verwandelt; und damit hätte der Sozialismus einen Schritt gethan, der gegen sein innerstes Wesen gerichtet wäre; damit wäre er herabgestiegen von der Höhe einer revolutionären Idee, vor der sich die Welt fürchtet, welche noch einen Besitztitel ihr Eigen nennt und hätte sich ein ähnlich vulgäres Ziel gesteckt wie die sogenannten bürgerlichen Parteien.

Nur Politiker, denen ihr Programm alles Andere nur keine Weltanschauung ist, und die wir in all' ihren Mannigfaltigkeiten unter dem Sammelnamen „bürgerliche Politiker“ zusammenzufassen pflegen, können die Lösung irgend welcher „Fragen“ in der kapitalistischen Produktionsweise für möglich halten; die Sozialdemokratie hat noch stets betont, dass sie die Lösung einzelner „Fragen“ nicht kennt.

Man wende nicht ein, dass sich hierin eine geistige Unproduktivität bekundet. Beruht doch dieser anscheinend unpraktische Standpunkt auf der eminent praktischen Erkenntniss von dem unpraktischen Zusammenhange aller ökonomischen, geistigen und gesellschaftlichen Zustände und Vorgänge, welcher beweist, dass die Regelung einer Materie unmöglich ist ohne die der anderen.

Diese Erkenntniss hat die Sozialdemokratie schon mehrfach vor der Vertretung anscheinend praktischer, in ihrer endlichen Wirkung jedoch arbeiterfeindlicher Forderungen bewahrt. Ich erinnere nur an die aus dem Gewerkschaftsleben aufgetauchten Wünsche nach Minimallöhnen und Arbeitslosen-Versicherung. Und diese Erkenntniss hat ihr auch die Stellungnahme zur Agrarfrage wie sie geschehen ist, vorgeschrieben; sie hat sie ablehnen heissen, was man vorgeschlagen hat, um unheilbarem ökonomischen Siechthum verfallenen Bevölkerungsschichten wieder ökonomisch aufzuhelfen.

Die Sozialdemokratie durfte der Proletarisirung einer Klasse nicht entgegentreten, weil sie dadurch die Macht des Proletariats geschwächt hätte, dessen Vertreterin sie ist.

Die Sozialdemokratie hat den Bauern gegenüber wie jeder anderen verzweifelten Kämpfe führenden Berufsschicht nur die eine Pflicht, die Idee des Klassenkampfes unter sie zu tragen, in ihrem Denken und Fühlen das Bewusstsein des Arbeiters an die Stelle des Besitzdünkels zu setzen, ihnen den Klassencharakter des Staates zu enthüllen, der die wirtschaftlich Schwachen schädigt um der Grossen und Starken willen; sie hat ihnen das „Organisirt Euch“ zuzurufen, das „Organisirt Euch“ das Alle zu befolgen haben, die sich gedrückt und geknechtet fühlen, ob sie völlig besitzlos sind oder noch den Schein eines Besitzes ihr Eigen nennen.

Diese Taktik hat die deutsche Sozialdemokratie in Breslau erwähnt, es ist anzunehmen, dass sie an ihr festhalten wird.

Es wäre auch sonderbar gewesen, wenn der Parteitag in derselben Frage zwei verschiedene Stellungen gezeigt hätte. Wenn er in der Agrarfrage anders entschieden hätte als in der Stellungnahme zum Schwitzsystem. Hier hatte kein Einziger etwas dagegen einzuwenden, dass die zu Grunde gehenden Handwerker ins Proletariat hinabstürzen, hier hat kein Einziger Anderes verfolgt, als gleichzeitige Verelendung zu verhüten und in den Proletarisirten das Klassenbewusstsein zu wecken.

Darin eben beruht zum grössten Theil die Siegesgewissheit der Sozialdemokratie, dass ihre Wege sich so klar aus den Thatsachen ergeben, dass Nichts im Stande ist, sie an der Innehaltung derselben irre zu machen.

Auf dem Parteitag sollte auch ein Antrag zur Erörterung kommen, den der Schreiber dieses im Auftrage einer Anzahl akademischer Genossen gestellt hatte. Da er von Denjenigen, welche seine Vertretung durch die zugesagte Abwehr etwaiger Angriffe übernommen hatten, für gegenwärtig unzumessig gehalten wurde, ist er auf Wunsch der Betheiligten zurückgezogen worden.

Noch ein Ereigniss fällt in den Rahmen dieser Parteitagsbesprechung und das ist die gerichtliche Inanspruchnahme unseres Genossen Liebknecht. Die Breslauer Polizei, welche auch sonst noch dem Parteitag Veranlassung gegeben hat, sich mit ihr zu befassen, hat in seiner Rede, mit der er den Parteitag eröffnete, eine Majestätsbeleidigung gefunden. Ein Laienauge hat sie bis jetzt nicht entdeckt und wird es wohl auch ferner nicht können. Das Wissen unseres Liebknecht ist zu gross, und er ist zu gut gereift, als dass er dieser Mittel bedürfte, um die Unbesiegbarkeit der Sozialdemokratie zu erweisen. Der alte „Soldat der Revolution“ weiss ja so klar, dass er uns nicht gegen Personen zu führen hat, sondern dass wir ein System zu beseitigen haben, wobei nur der Klassenkampf seine Geltung hat. Sollte aber der 70jährige Liebknecht noch Tage seines Lebens hinter Gefängnismauern zu verbringen haben, so wird das Rechtsbewusstsein des deutschen Volkes flammenden Protest einlegen gegen die Verfolgung seines Vorkämpfers, und die Machthaber werden sehen, auf welcher Seite das Herz des deutschen Volkes zu finden ist.

Ein zweiter Brief von Friedrich Engels.

Von einem unserer Freunde wird uns ein zweiter Brief von Friedrich Engels zur Verfügung gestellt, der sich mit der materialistischen Geschichtsauffassung beschäftigt.

Der Empfänger, gleichfalls ein Student, hatte anlässlich eines Vortrags mit Diskussion im Seminar um eine präzise Feststellung gebeten: 1. inwiefern die ökonomischen Verhältnisse causal wirken (ob zureichende Ursache, Veranlassung, permanente Bedingung etc. der Entwicklung), und 2. welches die Rolle wäre, die das Moment der Rasse und der historischen Individualität in der Marx-Engel'schen Geschichtsauffassung spiele. Die Erwiderung lautete:

London, 25. Januar 1894.
122. Regents Park Road N. W.

Sehr geehrter Herr!

Hier die Antwort auf Ihre Fragen!

1. Unter den ökonomischen Verhältnissen, die wir als bestimmende Basis der Geschichte der Gesellschaft ansehen, verstehen wir die Art und Weise, worin die Menschen einer bestimmten Gesellschaft ihren Lebensunterhalt produzieren und die Produkte unter einander austauschen (soweit Theilung der Arbeit besteht). Also die gesammte Technik der Produktion und des Transports ist da einbegriffen. Diese Technik bestimmt nach unserer Auffassung auch die Art und Weise des Austausches, weiterhin der Vertheilung der Produkte und damit, nach der Auflösung der Gentilgesellschaft, auch die Eintheilung der Klassen, damit die Herrschafts- und Knechtschafts-Verhältnisse, damit Staat, Politik, Recht etc. Ferner sind einbegriffen unter den ökonomischen Verhältnissen die geographische Grundlage, worauf diese sich abspielen und die thatsächlich überlieferten Reste früherer ökonomischer Entwicklungsstufen, die sich forterhalten haben, oft nur durch Tradition oder vis inertiae, natürlich auch das diese Gesellschaftsform nach Aussen hin umgebende Milieu.

Wenn die Technik, wie Sie sagen, ja grösstentheils vom Stande der Wissenschaft abhängig ist, so noch weit mehr diese vom Stand und den Bedürfnissen der Technik. Hat die Gesellschaft ein technisches Bedürfniss, so hilft das der Wissenschaft mehr voran als zehn Universitäten. Die ganze Hydrostatik (Torricelli etc.) wurde hervorgerufen durch das Bedürfniss der Regelung der Gebirgsströme in Italien im 16. und 17. Jahrhundert. Von der Elektrizität wissen wir erst etwas Rationelles, seit ihre technische Anwendbarkeit entdeckt. In Deutschland hat man sich aber leider daran gewöhnt, die Geschichte der Wissenschaften so zu schreiben, als wäre sie vom Himmel gefallen.

2. Wir sehen die ökonomischen Bedingungen als das in letzter Instanz die geschichtliche Entwicklung bedingende an. Aber die Rasse ist selbst ein ökonomischer Faktor. Nun sind hier aber zwei Punkte nicht zu übersehen:

a) Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische etc. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren auch auf einander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht, dass die ökonomische Lage Ursache, allein aktiv ist und alles andere nur passive Wirkung. Sondern es ist Wechselwirkung auf Grundlage der in letzter Instanz stets sich durchsetzenden ökonomischen Nothwendigkeit. Der Staat z. B. wirkt ein durch Schutzzölle, Freihandel, gute oder schlechte Fiskalität, und sogar die aus der ökonomischen Elendslage Deutschlands von 1648 bis 1830 entspringende tödtliche Ermattung und Impotenz des deutschen Spiessbürgers, die sich äusserte zuerst im Pietismus, dann in Sentimentalität und kriechender Fürsten- und Adels-Knechtschaft, war nicht ohne ökonomische Wirkung. Sie war eins der grössten Hindernisse des Wiederaufschwungs und wurde erst erschüttert dadurch, dass die Revolutions- und Napoleonischen Kriege das chronische Elend akut machten. Es ist also nicht, wie man sich hier und da bequemer Weise vorstellen will, eine automatische Wirkung der ökonomischen Lage, sondern die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber in einem gegebenen sie bedingenden Milieu, auf Grundlage vorgefundener thatsächlicher Verhältnisse,

unter denen die ökonomischen, so sehr sie auch von den übrigen politischen und ideologischen beeinflusst werden mögen, doch in letzter Instanz die entscheidenden sind und den durchgehenden, allein zum Verständniss führenden rothen Faden bilden.

b) Die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber bis jetzt nicht mit Gesamtwillen nach einem Gesamtplan, selbst nicht in einer bestimmt abgegrenzten gegebenen Gesellschaft. Ihre Bestrebungen durchkreuzen sich und in allen solchen Gesellschaften herrscht ebendeswegen die Nothwendigkeit, deren Ergänzung und Erscheinungsform die Zufälligkeit ist. Die Nothwendigkeit, die hier durch alle Zufälligkeit sich durchsetzt, ist wieder schliesslich die ökonomische. Hier kommen dann die sogenannten grossen Männer zur Behandlung. Dass ein solcher und grade dieser, zu dieser bestimmten Zeit in diesem gegebenen Lande aufsteht, ist natürlich reiner Zufall. Aber streichen wir ihn weg, so ist Nachfrage da für Ersatz und dieser Ersatz findet sich, *tant bien que mal*, aber er findet sich auf die Dauer. Dass Napoléon grade dieser Corsee, der Militärdiktator war, den die durch eignen Krieg erschöpfte französische Republik nöthig machte, das war Zufall; dass aber in Ermangelung eines Napoléon ein anderer die Stelle ausgefüllt hätte, das ist bewiesen dadurch, dass der Mann sich jedesmal gefunden, sobald er nöthig war: Cäsar, Augustus, Cromwell etc. Wenn Marx die materialistische Geschichtsauffassung entdeckte, so bewiesen Thierry, Miquet, Guizot, die sämmtlichen englischen Geschichtsschreiber bis 1850, dass darauf angestrebt wurde und die Entdeckung derselben Auffassung durch Morgan beweist, dass die Zeit für sie reif war, und sie eben entdeckt werden musste.

So mit allem andern Zufälligen und scheinbar Zufälligen in der Geschichte. Je weiter das Gebiet, das wir grade untersuchen, sich vom Oekonomischen entfernt, und sich dem reinen abstrakt Ideologischen nähert, desto mehr werden wir finden, dass es in seiner Entwicklung Zufälligkeiten aufweist, desto mehr im Zickzack verläuft seine Kurve. Zeichnen Sie aber die Durchschnittstaxe der Kurve, so werden Sie finden, dass, je länger die betrachtete Periode und je grösser das so behandelte Gebiet ist, dass diese Axe der Axe der ökonomischen Entwicklung um so mehr annähernd parallel läuft.

Das grösste Hinderniss zum richtigen Verständniss ist in Deutschland die unverantwortliche Vernachlässigung in der Literatur der ökonomischen Geschichte. Es ist so schwer, nicht nur sich die auf der Schule eingepaukten Geschichtsvorstellungen abzugewöhnen, sondern noch mehr, das Material zusammen zu trommeln, das dazu nöthig ist. Wer z. B. hat nur den alten G. v. Gulich gelesen, der in seiner trocknen Materialsammlung doch soviel Stoff enthält zur Aufklärung unzähliger politischer Thatsachen!

Uebrigens sollte Ihnen doch, glaube ich, das schöne Exempel, das Marx im 18. Brumaire gegeben hat, schon über Ihre Fragen ziemliche Auskunft geben, grade weil es ein praktisches Beispiel ist. Auch glaube ich im Antidühring I, Kap. 9—11 und II 2—4, sowie III 1 oder Einleitung und dann im letzten Abschnitt des „Feuerbach“ die meisten Punkte bereits berührt zu haben.

Ich bitte in Obigem die Worte nicht auf die Goldwaage zu legen, sondern den Zusammenhang im Auge zu behalten, ich bedaure, nicht die Zeit zu haben, Ihnen so exakt ausgearbeitet zu schreiben, wie ich es für die Oeffentlichkeit müsste.

Herrn bitte ich meine Empfehlung zu machen und ihm in meinem Namen zu danken für die Zusendung der, die mich sehr erheitert hat.

Hochachtend ergebenst

F. Engels.

Auch dieser zweite Brief ist ein vollgültiger Beweis sowohl für die ausserordentliche Liebenswürdigkeit des Menschen Engels, wie für die gewissenhafte Gründlichkeit, mit der dieser mit Arbeiten überhäufte Mann weitgehenden Ansprüchen einzelner Genossen in Kürze Genüge zu leisten suchte.

H. St.

Etwas von religiöser Freiheit.

Alle Zeiten und Völker haben ihre Religionsstreitigkeiten gehabt, und die folgenschwersten Kämpfe sind unter dem Zeichen des Glaubens durchgestritten worden; aber handelte es sich dabei immer und überall darum, einen Glauben, mit mehr oder minder gewaltsamen Mitteln, gegen einen andern durchzusetzen, oder verfolgte man gar unter dem Vorwand der Geistigkeit sehr weltliche Zwecke, so blieb es unserer Zeit vorbehalten, den Kampf um die Religionsfreiheit im weitesten Sinne, selbst dem der Freiheit von der Religion, auf den Schild zu heben. Wir wollen frei sein, zu glauben, was wir irgend wollen, oder überhaupt nicht und nichts zu glauben. Und das ist nicht etwa das Verlangen Einzelver; breite Massen sehen es heute als ihr gutes Recht an, jede Einmischung auf religiösem Gebiet zurückzuweisen, gehe sie nun vom Staat oder von der Kirche aus. Wie hat sich dieser Umschwung vollzogen? Im frühen Kulturleben der Völker ist die Religion allemal die führende Macht, die alle mannigfaltigsten Lebensbeziehungen in sich begreift. Erst aus ihr heraus entwickeln sich alle rechtlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Institutionen. Sind aber Kunst und Wissenschaft erst einmal selbständig geworden, schöpft das Recht aus dem Quell einer lebendigen Morallehre, die der fortschreitenden Erkenntnis von dem für die Menschheit wahrhaft Nützlichen entspringt, wurde der Staat zu einem unabhängigen Gebilde mit der alleinigen Aufgabe, die wirtschaftlich-politischen Interessen seiner Angehörigen wahrzunehmen, dann hat die Religion ihre Aufgabe erfüllt, soweit es sich um die äussere Durchgestaltung des Lebens handelt, sie hat sich selbst aufgehoben, soweit diese äusseren Beziehungen in Frage kommen, und es bleibt von ihr nichts übrig als der rein-geistige Inhalt: die sittliche Tendenz, der gemüthliche Accent, der ein Echo im innersten Empfinden der Einzelpersönlichkeit zu wecken bestimmt ist. Aber hier darf man nicht mehr von Religion reden als dem Inhalt des sittlichen Denkens und Fühlens, der sich in bestimmten Formen herausgebildet, der sich zu Dogmen krystallisirt hat und uns nun im Gewand der verschiedenen Bekenntnisse entgegentritt, sondern von der Religiosität schlechthin als dem tieferinnerlichen Bedürfnis des Menschen, das etwas Höheres, Unfassbares sucht oder ersehnt, das mit den ewigen Problemen der Menschheit ringt oder vor ihnen Halt macht und das, gleichviel ob es sich als Wissenstrieb, Glaube, Aberglaube oder Unglaube darstelle, als die eigenste Angelegenheit des Einzelnen angesehen werden muss. Das ist eine Forderung, die tief in dem sittlichen Empfinden unserer Zeit begründet ist und der man zutrauen

sollte, sich gegen alle etwaigen Widerstände der kirchengläubigen oder staatlichen Gewalten durchzusetzen. Dass, auf der andern Seite, die jeweiligen Machthaber Alles aufbieten, die religiöse Beeinflussung aufrecht zu erhalten, begreift sich. Auf dem künstlich festgehaltenen Zusammenhang zwischen Staat und Kirche beruht ihre Macht. Jedes Staatsprinzip, das man auf Gott zurückführen, jede Staatseinrichtung, die man mit der Religion identifizieren kann, beansprucht für sich das Recht heiliger Unverletzlichkeit, ewiger Giltigkeit und ist gewappnet gegen jede Kritik. „Die Obrigkeit ist von Gott!“ und „Dem Kaiser gebet, was des Kaisers ist“. — Aber Alles ist nur heilig und giltig, so lange es gläubig hingenommen wird, deshalb thut man Alles, die Heiligkeit des Glaubens unangetastet und diesen in engstem Zusammenhang mit dem Staat zu erhalten. Wie kommt es, dass, trotz der entgegengesetztesten Strömungen im Volk, das heute noch möglich ist?

Dauernde Gesetze werden niemals künstlich von Oben gemacht. Ob sie organisch aus den Tiefen des Volkes hervorstechen, sich also friedlich entwickeln, ob eine kraftvolle Minorität die aus der Nothwendigkeit Geborenen gewaltsam gegen eine erschlafte Mehrheit durchsetzt: immer sind sie Spiegelungen der treibenden Kräfte einer Zeit, unwiderstehliche Aeusserungen des Zeitgeistes. (Daran ändert selbst die Thatsache nichts, dass manchmal, vorübergehend, Gesetze, die dem Volksganzen künstlich aufgezwungen wurden, Gesetzeskraft erlangen können.) Wenn wir nun heute noch nicht so weit sind, uns in der Religion von den Ueberresten vergangener Zeiten zu befreien, so drängt das unabweisbar den Rückschluss auf, dass wir entweder innerlich noch nicht frei sind, oder mindestens noch nicht den Muth fanden, uns unsere innere Unabhängigkeit einzugestehen und sie nach aussen zu bethätigen. Und es ist an dem. — Neben einer Minorität wirklich gläubiger Menschen, denen der Glaube Herzenssache ist, deren ganzes Sein von warmem Fühlen, echter Religiosität durchdrungen ist, giebt es Andere, die aus Furcht vor einem geheimnissvollen Etwas, das sie über sich glauben, Altäre bauen und Opfer bringen, um es mit der Gottheit nicht zu verderben. Wieder Andere legen den Glauben an und ab wie ein Kleid; sie glauben, weil „man“ eben glaubt. — Manche spekuliren mit einem Scheinglauben auf bestimmte Vortheile: sie heucheln den Glauben. — Daneben giebt es eine Anzahl Religionszugehöriger, die nur durch den Zufall der Geburt innerhalb einer Glaubensgenossenschaft mit dieser zusammenhängen, die meist zu bequem, zu gleichgiltig, jeder selbstständigen Denkäusserung oder Handlung zu abgeneigt sind, sich über ihre Scheinstellung innerhalb des Glaubens klar zu werden, oder gar die Konsequenzen solcher Erkenntniss zu ziehen.

Jener bunten Menge von Wirklich- oder Pseudogläubigen steht die glaubenslose Minorität gegenüber. Eine kleine Minderheit solcher, die, gleichgiltig oder gedankenlos, das Dasein Gottes in Abrede stellen, weil sie keinen sichtbaren Beweis seiner Existenz zu erlangen vermögen, meist aber Menschen, die, in heissem Ringen nach Erkenntniss und Wahrheit, die Unzulänglichkeit des Gottesbegriffs zu erkennen glaubten, die, nicht willkürlich und nicht zufällig, sondern naturnothwendig dahin

gelangten, die Gottheit zu verneinen und ihr Leben auf der alleinigen Grundlage des sittlichen Pflichtbegriffs ohne himmlisches Lohn- und Strafsystem aufzubauen. Aber die meisten von ihnen sind wohl Jünger, nicht aber Prediger des sittlich-gerechtfertigten Unglaubens. Glauben sie die Zeit noch nicht reif zur Aufnahme solcher Ideen? Scheuen sie sich, ihr subjektives Empfinden auf offenem Markt zu offenbaren, oder hindert sie die Furcht vor dem Sturm, den ein offenes Hervortreten oder gar propagandistisches Wirken heraufbeschwören würde? Die Vorgänge bei der Berathung des berühmten Zedlitz'schen Volksschul-Gesetzentwurfs, bei der selbst sehr freigesinnte Männer Bedenken trugen, den Vorwurf des Atheismus als einen Ehrentitel auf sich zu nehmen, geben sehr zu denken. Jedenfalls trägt derlei viel dazu bei, dass trotz des tiefgehenden religiösen Sturmes und Dranges der Dogmenglaube noch einen so breiten Raum in unserem Leben einnimmt, dass unter seiner Flagge gegen Alles gesündigt werden darf, was wir modernen Menschen unter religiöser Freiheit verstehen.

Nicht dem Staat, nicht der Dogmenkirche liegt die Entscheidung darüber ob, ob und was geglaubt werden soll. Der Staat hat darüber zu wachen, dass die als Ausdruck des Volkswillens geschaffenen wirtschaftlichen und rechtlichen Einrichtungen unangetastet bleiben; die Dogmenkirche mag ihr Gebiet vertheidigen, so gut sie kann, aber ihr steht nicht das Recht zu, die Gewissen zu zwingen und sich in die persönlichen Angelegenheiten Jener zu mischen, die unbehelligt zu bleiben wünschen.

Ob, wenn dieser Idealzustand der Achtung vor der Ueberzeugung des Andern einmal auch von jener Seite verwirklicht würde, überhaupt noch Glaube oder religiöses Bedürfniss unter irgend einer Form seine Befriedigung suchte? Wir wagen es nicht zu entscheiden, aber wir glauben: ja. In der Tiefe des Volkes, ja, ich möchte sagen in jedem Menschen, liegt eine transzendente Sehnsucht verborgen, nenne er sie nun Gott, oder Humanität, oder Gerechtigkeit oder sonstwie, und selbst die Aufgeklärtesten haben ein so starkes Bedürfniss, sich ein Ideal der Pflichterfüllung oder sonst irgend einen Anhalt in dem ewig ungelösten Räthsel des Seins zu schaffen, dass es durchaus nicht ausgeschlossen ist, dass Pastoren von der Art eines Göhre und Naumann eine Religion zu gestalten vermögen, die aus dem Menschen, durch den Menschen und für ihn jedes Höchste in der Diesseitigkeit zu verwirklichen strebt. — Aber — es darf kein Zwang dabei sein. Wer das erkannt hat, der hat auch die heilige Pflicht, für religiöse Freiheit im weitesten Sinne zu kämpfen, die Gleichgiltigen aufzurütteln, die Schwankenden zu überzeugen, die Unklaren zu belehren.

Gertrud Stein.

auch durch den Triumph unseres Jahrhunderts, die Descendenzlehre. Unmöglich also können wir heute von einer „Brüderlichkeit“ im hergebrachten Sinne sprechen, heute, wo wir wissen, dass es der Kampf um Dasein und Genuss gewesen ist, der uns zu Menschen gemacht hat. Wir müssen uns vielmehr immer wieder klar machen, dass der Grundzug eines jeden Lebewesen der Egoismus ist.

Ebensowenig aber hält eine absolute Gleichheit vor der exacten Wissenschaft unserer Tage Stich. Wir wissen vielmehr, dass das Hauptentwicklungsprinzip der gesammten organischen Natur gerade die Differenzirung ist, das Verschiedenwerden. Unter den heutigen Menschen sind sehr viele Unterscheidungsmerkmale wahrzunehmen, von denen zur Zeit der römischen Republik noch keine Rede war, und doch wie viele Mannigfaltigkeit dort im Vergleich mit einer Hammelheerde, von denen sich jedes Stück fast so ähnelt, „wie ein Ei dem andern“!

Nicht besser steht es mit der Forderung einer absoluten Freiheit. Denn philosophisches Urtheil, physiologische Psychologie und forensische Medizin haben in gleicher Weise das Verkehrte eines solchen Postulates nachgewiesen. Vielmehr erbt jeder von uns eine grosse Menge von Eigenschaften, welche abzustreifen er nicht im Stande ist. Und zwar sind diese Eigenschaften von seinen Vorfahren im Kampf ums Dasein und in der Freude über das Dasein erworben. Da nun diese Vorfahren seit einer grossen Reihe von Generationen in der Gesellschaft gelebt haben, so sind die von ihnen weitergeerbten Attribute Erzeugnisse der gesellschaftlichen Kultur. Jeder von uns ist also den Producten einer früheren Gesellschaft unterworfen. Zwang bleibt aber Zwang und wird niemals Freiheit. Eine absolute Freiheit fordern kann heute nur der, der schlecht unterrichtet ist, so der Theologe, für den sie ein unentbehrliches Postulat ist, weil es ohne sie keine Verantwortlichkeit vor einem richtenden Gotte geben könnte.

Wenn man im Uebrigen heute von Freiheit und Gleichheit spricht, so meint man eben die relativen Begriffe; in politischer Hinsicht; in Beziehung zum Gesetz; nämlich die Gleichheit vor dem Gesetze und die Freiheit innerhalb der vom Gesetze gezogenen Schranken. Diese aber haben mit dem Sozialismus nichts zu thun. Die Brüderlichkeit ist vollends aus der Gesellschaftswissenschaft zu verbannen. Ihre etwaige Bedeutung aber zu kritisiren, überlassen wir der ethischen Kultur.

So müssen wir denn alle drei Grundforderungen der politischen, vorkapitalistischen Revolution durch neue ersetzen für eine neue Gesellschaftsverfassung:

1. Fort mit der Forderung der égalité. Alle Menschen sind verschieden und müssen je nach ihrer Individualität verschieden beurtheilt und behandelt werden, müssen verschiedene Berufe und verschiedene „Arbeitstage“ haben, verschiedene Einnahmen erzielen und verschiedene Ausgaben machen, verschiedenen Lebensgenüssen nachstreben und verschiedenen Nutzen bringen.

2. Fort mit der Forderung der liberté. Die Gesellschaft bedarf der Ordnung, und wo diese von den Einzelnen ohne Weiteres innegehalten wird, da handeln diese unter dem Zwange gewisser Erb-

vorstellungen, welche die Producte der früheren Gesetze und der vorhergehenden Erziehung sind.

3. Fort mit der Forderung der fraternité. Nicht von Bruderliebe, Nächstenliebe wird die Menschheit ebenso wie die organische Natur gelenkt, sondern von Eigenliebe. Zum Unterschiede von den Manchesterleuten sei aber gesagt, dass diese vom Eigennutz sprechen als echte Handelsleute (*cui bono?*), ich dagegen von der Eigenliebe. Jene wollen die allgemeine Bruderliebe daraus ableiten, dass sie dem Einzelnen nütze, ich folgere den allgemeinen Nutzen aus der Eigenliebe, einer Eigenliebe, welche übrigens durch die unter 2. genannten Erbvorstellungen modifizirt ist.

An jeden dieser drei Paragraphen schlossen sich dann die weitgehensten Folgerungen an, welche man in folgenden Abschnitten kurz skizziren kann.

I. Die Wahrung der Individualität ist das Hauptpostulat der zukünftigen Rechtsverfassung.

II. Auf der Benutzung und Entwicklung der Erbvorstellungen beruht die künftige Aufgabe der ethischen Pädagogik.

III. Die richtige Verwerthung der vernünftigen Eigenliebe hat die sozialistische Wirthschaftsverfassung zu bilden.

Statt näher auf diese Folgerungen einzugehen, will ich lieber noch einen Einwand besprechen, den mir zweifelsohne schon viele Leser gemacht haben werden, indem sie mir entgegenhalten können, ich hätte, abgesehen von der absoluten Willensfreiheit nur die politische, die Unabhängigkeit vor einer Kabinetsjustiz genannt, und ebenso abgesehen von der absoluten Gleichheit nur die Gleichheit vor dem Gesetz; es gäbe doch zwischen der ganz vollkommenen, physiologischen Freiheit und Gleichheit und der ganz unvollkommenen, politischen noch Mittelformen, die soziale Freiheit und die ökonomische Gleichheit, und gerade diese Formen würden von den Sozialisten erstrebt, welche also doch berechtigt seien, die alte Parole weiter zu führen, wenn auch mit veränderter Bedeutung;

Freiheit im sozialistischen Sinne bedeute die Möglichkeit, alle seine vernünftigen Bedürfnisse zu befriedigen;

Gleichheit im sozialistischen Sinne bedeute das gleiche Anrecht, alle physischen und geistigen Productionsmittel zu benutzen.

Und ebenso bedeute Brüderlichkeit im sozialistischen Sinne das Bewusstsein, dass der Einzelne vollständig auf seine Mitmenschen angewiesen sei, und dass er, von diesen losgelöst, schlimmer daran sei, als das mit Krallen, Hauern u. s. w. bewehrte Thier in der Wüste.

Gegen diese neuen Definitionen lässt sich nichts einwenden, als dass sie dem Sprachgebrauch nicht entsprechen. Nun braucht man freilich vor diesem Usus nicht auf dem Bauche zu liegen. Jedem Philosophen ist es freigestellt, sowie er irgend einen Terminus definiert hat, denselben in Zukunft immer in diesem von ihm autonom festgesetzten Sinne zu gebrauchen. Aber, *quod licet* u. s. w. Für das tägliche Leben, für die Agitation, für die Politik, für ein Feuilleton u. s. w. halte ich diese Methode für durchaus unstatthaft. Denn bei diesen Gelegenheiten

wird das Wort von den andern doch immer so aufgefasst, wie es dem Sprachgebrauch entspricht. Nun kann aber in den Sprachgebrauch selbstverständlich nur das übergegangen sein, von dem zu sprechen in Vergangenheit und Gegenwart Brauch war und ist. Was man erst für die Zukunft erstreben will, dafür muss man auch einen neuen Namen schaffen. Mindestens sage man also „sozialistische Freiheit“, „sozialistische Gleichheit“, „sozialistische Brüderlichkeit“. Besser noch ist es, die Definition selbst dafür einzusetzen; denn jene alten, neu aufgearbeiteten Namen könnten doch allzu leicht nur Schall und Rauch sein. Sagt man dagegen beispielsweise: „Voller Arbeitsertrag“*), „Recht auf Arbeit“, „Solidaritätsbewusstsein“, so weiss man doch, woran man ist.

Dies eröffnet uns noch eine weitere Perspective, nämlich auf die gesammte Neugestaltung der Sprache. Dies ist ja auch nur die einfache Konsequenz der marxistischen und verwandter Geschichtsauffassungen. Für neue Bedürfnisse neue Erfindungen, d. h. auf dem Gebiete der Linguistik: Für neue Dinge neue Namen. Wie sollte eine so tiefgehende Umgestaltung und Neubildung aller Verhältnisse, wie der Sozialismus, nicht auch eine neue Terminologie herbeiführen? Da aber die Revolution doch nicht plötzlich kommen kann, sondern da wir allmählig in den Sozialismus hineinwachsen, so vollzieht sich auch schon jetzt die Sprachmetamorphose sichtbar vor unseren Augen. Augenblicklich stehen wir mitten im Auflösungsprozess. Ein liebgewonnener Begriff nach dem andern verflüchtigt sich und lässt nur trübe Schlacken zurück, auf die sich dann die Professorenweisheit mit Behagen wälzt. Jeder Pseudo-gelehrter sucht die Schatten neu zu beleben, aber je nach dem dazu gewählten Stoffe nimmt sich das Geschöpf dann ganz anders aus. Es ist die alte Geschichte vom Thurmbau zu Babel, „dass ein jeder des andern Sprache nicht vernehme“. Es geht hier ebenso, wie z. B. auf dem Gebiete der Kunst, wo auch der eine dies, der andere jenes verabscheut resp. in den Himmel hebt. Gleichwie aber ein moderner Künstler seine Aufgabe darin erblicken wird, mit dazu beizutragen, der Kunst wieder eine einheitliche Richtung zu geben, also werden wir sozialistische Akademiker uns bemühen müssen, eine wissenschaftliche Terminologie zu schaffen, die zunächst wenigstens unter uns selbst eine gemeinsame Sprache schafft.

O. Ch. Kalk.

*) Wir können diese Bezeichnung nur dann gutheissen, wenn der „volle Arbeitsertrag“ für die Gesellschaft, nicht für den Einzelnen verlangt wird. Der Kommunismus besteht in der Konsumtion nach den Bedürfnissen, nicht nach den Leistungen.
Die Red.

Die anarchistischen Lehren und ihr Verhältniss zum Kommunismus.

IV.

Die Prondhon'sche Lehre setzte ein natürliches System voraus; sie hat damit die Nothwendigkeit einer Gesamt-Ordnung für das menschliche Zusammenleben anerkannt, wenn sie dieselbe auch von dem menschlichen Willen unabhängig machte. Ohne diese Ordnung ist das Zusammenleben für sie jedenfalls undenkbar. Anders bei den Anhängern der zweiten (Stirner'schen) Richtung. Ein Zusammenfassen der ganzen Gesellschaft wird nicht als Voraussetzung für die Bedürfnissbefriedigung des Einzelnen angenommen. Das Einzel-Individuum geht vielmehr, um sein Interesse wahrzunehmen, seinen eigenen Weg, ohne dass diese verschiedenen Wege irgend eine natürliche Harmonie ergeben. Jedes Mittel ist ihm recht, es hat weder auf einen Andern, noch auf die Gesamtheit Rücksicht zu nehmen. Da der Einzelne aber, wenn er allein für sich arbeitet, für sein eigenes Wohl nichts ausrichten kann (cf. No. 15, pag. 275 und No. 16, pag. 301/302), so tritt er mit Anderen zu „freien Vereinigungen“ zusammen. So entstehen „Vereine von Egoisten“, die kein anderes Band zusammenhält, als das jeweilige gemeinsame Interesse. Da es von dem Belieben eines Jeden abhängt, ob er in einem solchen Vereine bleiben will oder nicht, so ist ein Zustand absolutester Freiheit hergestellt.

Diese Freiheit ist indessen nur scheinbar vorhanden. Zunächst ist sie den nothwendigen Beschränkungen unterworfen, deren wir am Eingange (No. 15, pag. 275) Erwähnung gethan. In der That wird sich auch hier der Einzelne bequemen müssen, etwaige Gelüste, die in die Willenssphäre des Andern eingreifen, zu unterdrücken, um nicht in einen Konflikt mit allen Anderen zu gerathen und gänzlich unterjocht zu werden.

Aber auch, wenn man diese Einschränkung stillschweigend zugiebt, ist die Freiheit des Handelns im Uebrigen keineswegs garantirt. Die „freien Vereinigungen“ sind nämlich durchaus nicht frei. Nominell freilich ja. Wenn Einem etwas nicht passt, tritt er aus dem Vereine aus und hat nicht, wie in dem jetzigen Staate, zwangsweise seine Zugehörigkeit zu irgend einer Gemeinschaft nachzuweisen. Aber ein weit stärkerer Zwang, als solch ein dekretirtes Gesetz, hindert ihn an voller Aktions-Willkür. Er kann nämlich nicht für seinen eigenen Bedarf produziren, er muss daher einer „freien Vereinigung“ beitreten, um existiren zu können. Selbst, wenn ihn alles Andere von der Vereinigung abstiesse, wenn ihm jegliche Vereinbarung widerwärtig wäre, er hätte in dieser Hinsicht gar keine Wahl, er müsste sich in die unangenehme Situation schicken und der „freien“ Gemeinschaft sich unterordnen. Er ist von ihr freilich nur in Sachen der Produktion abhängig und hat zudem noch die willkürliche Wahl unter den verschiedenen Vereinigungen.

Doch auch diese wird beeinträchtigt, ja, gänzlich illusorisch gemacht, und zwar durch folgenden Umstand: Wie die Vereinigungen auch immer beschaffen sein werden,

ein gewisser Zusammenhang unter ihnen wird sich nicht vermeiden lassen. Es kann doch aus rein technischen Gründen nicht jede alle Consumartikel produziren. Die Mitglieder jeder Gruppe wären also genöthigt, einen Theil ihres Bedarfs von den Produkten anderer Gruppen zu bestreiten, gegen entsprechenden Entgelt natürlich. Dann sind nur noch zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder die einzelnen Vereinigungen tauschen ihre Produkte unter einander aus, oder alle Vereinigungen treten zu einer gemeinsamen Regelung der gesammten Produktion zusammen. Der letztere Fall führt, wie man leicht sieht, auf eine sozialistische Gesellschaft. Es wird noch weiter unten davon die Rede sein.

Im ersten Falle wird durch die Vereinigungen ein Weltmarkt geschaffen, die einzelnen Produkte unterliegen den Gesetzen von Angebot und Nachfrage. Es werden einige Vereinigungen im Vortheil sein vor anderen, nämlich diejenigen, welche vorwiegend Artikel produziren, bei denen die Nachfrage grösser ist, als das Angebot vor denen, bei denen das Umgekehrte der Fall ist.

Nummehr ist der Einzelne, der einer Vereinigung beitreten will, nicht mehr in der Lage, lediglich nach freiem Ermessen die Wahl zu treffen. Er fragt sich nicht mehr: „Welche Vereinigung ist mir die liebste? Welche Beschäftigung ist mir am meisten sympathisch?“, sondern vor Allem: „Welche Beschäftigung ist die am meisten lohnende? Welche Vereinigung bietet mir mehr?“ Natürlich ist es diese Frage, die den Ausschlag giebt. Die Befriedigung aller anderen Bedürfnisse wird ihm wichtiger sein, als die freie Wahl. Zudem würden, wo dieses nicht der Fall sein sollte, die die Vereinigungen, deren Mitglieder durch den Beitritt Anderer in ihren Interessen sich geschädigt sehen, auch ihrerseits sich die störenden Eindringlinge fern halten.

Somit ist auch die willkürliche Wahl unter den verschiedenen Vereinigungen aufgehoben. Von einer absoluten Freiheit ist keine Rede mehr, vielmehr nur noch von einem ökonomischen Zwange zum Beitritt an irgend eine Gemeinschaft, obendrein noch mit sehr beschränkter Auswahl.

Jetzt bleibt noch zu untersuchen, ob und wie bei einem so gestalteten Zusammenleben die Bedürfnissbefriedigung, das Fundament der Freiheit, gegeben ist-

Vorausgesetzt, dass der Einzelne in der Gruppe das Produkt seiner Arbeit sich nimmt oder wenigstens ein Aequivalent derselben erhält, so sind wir, da insgesamt eine freie Konkurrenz unter den einzelnen Gruppen herrscht, zur Waarenproduktion zurückgekehrt. Da auch die Möglichkeit einer Kapital-Anhäufung gegeben ist, so auch mit ihr die einer Ausbeutung der Schwächeren und Unterlegenen. Ein Einschreiten der Gesamtheit ist undenkbar, denn diese hat an sich keine Funktionen oder würde, wenn sie sich solche anmaasste, wieder zur alten Galtherrschaft werden. Die Folge ist eine Rückkehr zur privatkapitalistischen Gesellschaft, wenn nicht eine Regelung der Produktion innerhalb der Vereinigung stattfindet. An die Stelle des Privateigenthums tritt dann das Kollektiv-Eigenthum der betreffenden Gruppe. Mit der Einführung dieses Kollektiv-Eigenthums ist aber der entscheidende Schritt gethan von individueller Willkür zu gemeinsamer Arbeit für die Gesamtheit, durch deren Hilfe erst das Einzel-Wohl zu Stande kommt.

Unter den Gruppen, welche ihre Produkte mit einander austauschen, werden gewisse Vereinbarungen getroffen werden müssen, um Ueberproduktion, Krisen u. s. w. zu vermeiden, da Niemand an diesen ein Interesse hat. Diese Vereinbarungen brauchen durchaus nicht formell verbindlicher Natur zu sein. Es werden lediglich statistische Erhebungen über die Leistungs- und Consumfähigkeit angestellt werden. Die Gruppen werden ihre Produktion von selbst aus wohlverstandem Interesse nach diesen ein-

richten, einfach, um nicht zu Schaden zu kommen. Das ist aber insgesamt nichts Anderes, als sozialistische Produktion, die nur deshalb einen föderalistischen Charakter trägt, weil die einzelnen Vereinigungen durch keinerlei äussere Verpflichtung mit einander verbunden werden. Thatsächlich ist sie, da die statistischen Erhebungen sich über die ganze Gesellschaft erstrecken müssen, zentralistisch. Freilich, das Schreckgespenst der Zentral-Behörde, die dem ganzen Lande Verhaltungsmaassregeln vorschreibt, fehlt. Aber diese Zentral-Behörde, die den „Individualisten“ jeder Schattirung so grosses Grauen einflösst, ist ohnehin nur dazu da, um einem planmässigen Betrieb den Weg zu zeigen, nicht etwa, um Widerspenstige zu zwingen. Das ist ja gar nicht nöthig. Das bewirkt schon die Einsicht, die wahre Erkenntniss des Einzel-Interesses.

Somit sind wir von den scheinbar „freien Vereinigungen“ zur sozialistischen Gesellschaft gekommen und haben gesehen, dass die Nebenwege, sofern sie überhaupt möglich sind, auf die privatkapitalistische Gesellschaft, also auf Zwang und Unterdrückung führen. Von der kommunistischen Gesellschaft unterscheidet sie sich noch durch das Prinzip der Consumption. In der kommunistischen Gesellschaft ist die Consumption des Einzelnen nicht ein Aequivalent seiner Produktion, sondern seiner Bedürfnisse. Da der Consum sich aber nur an die Genussfähigkeit des Individuums wendet, und mit seiner Produktionskraft nichts zu schaffen hat, so ist die Bedürfnissbefriedigung in weit höherem Maasse in der kommunistischen Gesellschaft garantirt, und der Einzelne wird, da ihm sein Privatwohl, die individuelle Freiheit, das höchste und wichtigste ist, dieses aber nur in der Bedürfnissbefriedigung besteht, sich der kommunistischen Consumption zuwenden. Also führen auch die Stirner'schen „Vereine der Egoisten“, wenn sie konsequent stets ihren Endzweck, das wahre Interesse des Individuums im Auge haben, und nicht einen formalen Freiheitsbegriff, der faktische Abhängigkeit in sich schliesst, auf den Kommunismus.

(Fortsetzung im folgenden Hefte.)

Simonde de Sismondi.

Von Hector Denis, Professor an der Université libre, Brüssel.

~~~~~  
(Fortsetzung.)

### II. Die historische und statisch-ökonomische Methode Sismondi's.

Wir müssen nunmehr versuchen, uns über die Methode klar zu werden und den Gedankengang wieder aufzunehmen, die Sismondi zu einer solchen Erweiterung der Wissenschaft geführt haben, dass eine gerechtere Nachwelt darin eine vollständige Umwälzung erblicken wird.

Der Gedankengang erhellt nicht auf den ersten Blick aus der Anordnung der beiden Werke, in denen er seine Doktrin entwickelt hat: „den „Neuen Prinzipien der Oekonomie“ und den „Essais über die politische Oekonomie“.

Die „Neuen Prinzipien“ umfassen 6 Bücher: das erste behandelt die Geschichte der National-Oekonomie. Auf einige kurzen Bemerkungen über die National-Oekonomie des Alterthums, besonders interessanten über Plato und Aristoteles, folgen 5 Kapitel über die neue Zeit. Nach Sismondi war es die Reaktion gegen den Missbrauch der despotischen Gewalt, in deren Gefolge ein stets wachsendes Elend unter beständigem Anschwellen der öffentlichen Lasten, welche im 16. Jahrhundert die politische Oekonomie entstehen liess.

Die philosophischen Finanzminister, wie Sully und Colbert, in ihrem Bestreben, das Volk gegen die Räubereien der absoluten Gewalt zu schützen, errichteten die ersten Systeme der politischen Oekonomie, indem sie daraus einen Zweig der Finanzwirtschaft machten. Adam Smith hat gezeigt, wie der Fortschritt der Finanzwissenschaft abhängt von dem Zustand, in dem sich die politische Oekonomie befindet. Das Merkantilssystem bildete sich direkt unter dem Einfluss des Interesses der Kaufleute und beherrschte die Wissenschaft wie die Praxis der Regierungen bis zu dem Moment, wo inmitten des 18. Jahrhunderts Quesnay ihm das physiokratische System gegenüber stellte, das Sismondi ebenso wie Adam Smith das Agrikultursystem nennt. Smith seinerseits begründete gegenüber dem Merkantilssystem, das die Entstehung der Reichthümer nur dem Handel zuschreibt, und dem Agrikultursystem, das sie nur dem Ackerbau zuschreibt, das Industriesystem, das die Quelle der Reichthümer in der Arbeit sucht.

Bis hierher knüpft die Doktrin Sismondi's eng an diejenige von Adam Smith; der Ausgangspunkt ist derselbe. Aber, wie wir gesehen haben, untersucht er nun nicht mehr, wie Adam Smith, rein theoretisch die Theilung der Arbeit, die Erhöhung ihrer Produktivität durch die Maschinen, die Anhäufung von Kapital, sondern er betrachtet den Reichthum in seinen Beziehungen zum Menschen; in einem historisch gegebenen sozialen Zustand untersucht er die Wirkungen, die die sich selbst überlassenen individuellen Interessen hervorgebracht haben. Und auf diese Weise kommt er zu Schlüssen über die Aufgabe des Staats, die denen des Meisters diametral entgegengesetzt sind.

Während Smith, und mehr noch seine Schüler, sich für die natürliche Freiheit, für die allgemeine und uneingeschränkte Konkurrenz aussprechen und dem Staat nur

negative Funktionen zuerkennen, betrachtet Sismondi den Staat als Schützer des Schwachen gegen den Starken, als den Vertheidiger dessen, der sich nicht selbst vertheidigen kann, und erkennt dem Staat positive Funktionen zu, ohne Frage noch meist sehr unbestimmt in der Form, aber mit dem genau bestimmten Zweck; die Interessen der Unternehmer — Kapitalisten — Besitzerklasse mit denjenigen der Arbeiterklasse in Einklang zu bringen.

Es ist übrigens ein Irrthum, zu glauben, dass Sismondi keinen bestimmten Vorschlag im Interesse der Arbeiter gemacht habe. Sein ständiges Bemühen ist auf eine Uebergangs-Gesetzgebung gerichtet, die nicht allein die Missstände des absoluten Individualismus mildern, sondern direkt die Vereinigung von Kapital, Arbeit und Eigentum in denselben Händen vorbereiten soll. Der Staat, wie er ihn begreift, ist das Organ der Rechtsentwicklung. Man ist erstaunt, in den Vorschlägen, die er macht, um die Fragen seiner Zeit zu lösen, gesetzgeberische Massnahmen zu finden, die wir seitdem thatsächlich haben einführen sehen; wie nahe steht z. B. die Gesetzgebung in Irland von 1881 dem Entwurf, den Sismondi 1826 gemacht hat! So unvollkommen auch immer der organische Theil seines Werkes sein mag, es bleibt immer wahr, dass aus der ganzen Schule von Adam Smith kein Oekonom die Unhaltbarkeit eines sozialen Zustandes, der auf vollständiger Trennung zwischen Besitzer, Kapitalist und Arbeiter beruht, und dessen wesentlichster Charakterzug in der Unmöglichkeit besteht, sich aus der Arbeiterklasse in eine andere Klasse emporzuarbeiten, so gründlich erkannt hat, wie Sismondi.

Buch II—VI enthalten Sismondi's Theorie selbst. Das zweite behandelt die Bildung der Reichthümer, das dritte den Reichthum des Grund und Bodens, das vierte den Handelsreichthum, das fünfte die Steuern, das sechste die Bevölkerung. Diese einfache Aufzählung lässt natürlich den Gedankengang und die Einheit des Werkes noch nicht erkennen, um so weniger, als einzelne Titel, wie der von Buch II, den Inhalt nicht gut wiedergeben, andere, wie die von Buch III und IV, wenig klar sind. Buch II bespricht nicht allein die Bildung des Reichthums, was, genau gesprochen, dasselbe wäre, wie die Produktion des Reichthums, sondern zugleich seine ganze Bewegung innerhalb der Gesellschaft.

In diesem Buch stellt Sismondi eine Wahrheit von der höchsten Bedeutung auf: dass nämlich die Vertheilung, die Repartition des Einkommens der Gesellschaft die Grundlage des Wohlergehens Aller bildet und zugleich alle grossen Klassen sozialer Erscheinungen regulirt. Dies ist die Seele, das Wesen seiner ganzen Doktrin; die andern Bücher geben die weiteren Ausführungen dazu und behandeln zugleich die furchtbaren Wirkungen, welche das Verkennen dieser grundlegenden Wahrheit und der natürlichen Verkettung der Thatsachen mit sich bringt. Zur Kritik der sozialen Störungen, deren erschütterter Zeuge er war, fügt er die Kritik der ökonomischen oder, wie er sie nennt, chrematistischen Schule, deren Prinzipien gerade diese Störungen herbeiführen.

Unter Reichthum des Grund und Bodens, dem Gegenstand des dritten Buches, versteht Sismondi die Reichthümer, die durch direkte Bearbeitung des Bodens erworben werden, ohne dass irgend welcher Austausch zwischen den Produzenten dazu kommt, unter Handelsreichthum, dem Thema des vierten Buches, versteht er diejenigen Reichthümer, die nur durch Tausch erworben werden. Man darf darin also nicht nur die Reichthümer der Kaufleute sehen, noch darf man eine rigorose Unterscheidung zwischen Agrikultur-Produktion und industrieller Produktion machen; denn im Sinne Sismondi's werden die Agrikultur-Produkte zu Handelsreichthümern, sobald

sie durch Tausch erworben werden. In diesen zwei Büchern, sowie in den verschiedenen Essais, sei es über die Lage der ackerbautreibenden Bevölkerung, sei es über die Lage der Manufaktur-Arbeiter in den verschiedenen Ländern, entwickelt Sismondi am gründlichsten seine Ansichten über den Einfluss der Repartition des Einkommens auf das Wohlergehen der Völker, sowie über die positiven Aufgaben des Staates.

In den zwei letzten Büchern, über Steuern und über Bevölkerung, ist der Zusammenhang derselben mit dem Einkommen der Gesellschaft genau gekennzeichnet; ebenso wie die Steuer auf dem Einkommen beruht und nach ihm sich bemessen muss, ebenso wird die Bewegung der Bevölkerung nach Sismondi von der Vertheilung des Einkommens geregelt. Auch bei dem Problem der Bevölkerung ist es demnach Aufgabe des Gesetzgebers, die möglichst gerechte Vertheilung des Einkommens zu gewährleisten.

Versuchen wir nunmehr, uns die Idee Sismondi's in der Hauptsache vor Augen zu führen.

Zu wiederholten Malen erklärt er, die fundamentale Frage der politischen Oekonomie sei das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion. In einem sozialen Zustand, der auf Theilung der Arbeit beruht, ist jeder Produzent gezwungen, sein Produkt zu verkaufen, um auf indirektem Wege, durch Tausch, die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu erlangen; die Existenz jedes Produzenten hängt von dem Verkauf seines Produkts ab: wer nicht verkauft, kann nicht leben. Dadurch werden die Reichthümer\*) mehr und mehr Handelsreichthümer. Jeder Reichtum, welcher nicht in den Handel kommt, ist für seine soziale Bestimmung, nämlich menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, verloren. Jeder Produzent, dem es nicht gelingt, die von ihm produzierten Reichthümer durch den Tausch in die Konsumtion zu werfen, ist nicht im Stande, sein verauslagtes Kapital wiederherzustellen und die Produktion fortzusetzen, und die soziale Bewegung des Reichthums, welche für das kollektive Leben ebenso nothwendig ist, wie der körperliche Stoffwechsel für das individuelle Leben, ist mehr oder minder stark gestört.

Hier stellt sich also sofort die Frage: wonach regelt sich die Nachfrage eines Produkts, und wie ist das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion zu erzielen?

In der Beantwortung dieser Fragen liegt der Unterschied zwischen Sismondi und der chrematistischen Schule.

Wie ist das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion zu erzielen? Unter der Herrschaft der absoluten Freiheit des Austauschs kommt es von selbst, sagt die chrematistische Schule. Das natürliche Streben des Menschen, sein Loos zu verbessern, bestimmt ihn, dass er stets möglichst viel Reichthum mit möglichst wenig Anstrengung zu erlangen sucht. Herrscht die unumschränkte freie Konkurrenz, so sucht jeder Produzent den Reichthum zu vergrößern, indem er viel produzierte und die Produktionskosten verringert. Dennoch bildet dieses Streben nach steter, unbegrenzter Vergrößerung der Produktion, in den Augen der chrematistischen Schule, kein Hinderniss für das konstante und nothwendige Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion. Indem sie den Reichthum unabhängig von den Menschen betrachtet, unter die er sich vertheilen soll, kommt sie zu dem Schluss, dass jedes neu hergestellte

\*) Um mich nicht von der Ausdrucksweise des Originals allzusehr zu entfernen, wende ich das Wort Reichthum ebenso an, wie in französischen nationalökonomischen Werken das Wort *richesse* durchgängig gebraucht wird, nämlich in dem Sinn von Gütern, Arbeitsprodukten. Hiernach ist eine Stecknadel oder ein Stück Brot ein Reichthum.

Anm. d. Uebersetzers.

Produkt, welches das Angebot auf dem Markt, oder das zum Verkauf gebotene Quantum Produkte vermehrt, dadurch zugleich auch nothwendigerweise die Nachfrage nach anderen Produkten vermehrt, d. h. das zum Kauf verlangte Quantum anderer Produkte, weil das neu hergestellte Produkt einen austauschbaren Werth und auch eine Kaufkraft hat. Nehmen wir 100 Arbeiter an, die 1000 Sack Getreide produziren und 100 Wollfabrikanten, die 1000 Ellen Stoff produziren, und sehen wir von allen anderen Produkten ab. Sie werden ihre 1000 Ellen Stoff gegen ihre 1000 Sack Getreide austauschen. Nehmen wir an, dass durch die Fortschritte der Industrie die Produktivität der Arbeit um ein Zehntel wächst. Sofort werden dieselben Menschen 1100 Sack Getreide gegen 1100 Ellen Stoff austauschen und jeder von ihnen wird besser gekleidet und besser genährt sein. Neue Fortschritte werden stets durch Vermehrung der Produkte Vermehrung der Genüsse mit sich bringen.

Wenn in der Gesellschaft sich die Eigenschaften der Arbeiter und der Unternehmer — Kapitalisten — Besitzer in denselben Personen vereinigten, so könnte dieses Raisonement der chrematistischen Schule richtig sein; da würde in der That jeder seine Produktion an dem Punkt enden lassen, wo eine weitere Ausdehnung nicht mehr zur Befriedigung seiner Bedürfnisse vermittelt des Austausches beitragen würde. Denn, wie wir bald sehen werden, giebt es nach Sismondi kein unbegrenztes Bedürfniss.

Dies war aber keineswegs der Zustand der Gesellschaft, wie er sich damals unter Sismondi's Augen entwickelte. Vielmehr zeichnete sich dieser Zustand gerade aus durch die Auflösung jedes einigenden Bandes und durch die Abweichung und den Gegensatz der Interessen zwischen Denen, die an derselben Produktion arbeiten. Und in diesem Gegensatz der Interessen, in dieser Insolidarität, hervorgerufen durch das moderne System der unbeschränkten Freiheit, sieht Sismondi eine Gefahr. „Unsere Augen,“ sagt er, „sind an diese neue Organisation der Gesellschaften, an diese allgemeine Konkurrenz, welche in Feindschaft zwischen der reichen Klasse und der arbeitenden Klasse ausartet, dermassen gewöhnt, dass wir andere Existenzweisen schon gar nicht mehr uns vorstellen können, selbst nicht diejenigen, deren Trümmer uns noch von allen Seiten umgeben.“ Sismondi denkt nun durchaus nicht etwa daran, diese Trümmer vergangener Produktionsformen wieder zu beleben; er weiss, dass wir die Mängel der Sklaverei, des Feudalwesens, der Zünfte entdeckt haben. Allein er fragt sich, ob wir denn nun das wirklich gute System gefunden haben. „Ohne Zweifel wird die Zeit kommen,“ sagt er, „wo die Nachwelt uns nicht minder Barbaren nennen wird, weil wir die arbeitenden Klassen schutzlos gelassen haben, wie wir diejenigen Völker Barbaren nennen, welche diese selben Klassen in Sklaverei gehalten haben.“

Unter diesem Zustand der Verschiedenheit der Interessen müssen wir, wenn wir das Problem vom Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion lösen wollen, uns Rechenschaft ablegen von dem Anteil, den jede einzelne Klasse vom jährlichen Produkt der Nation erhält. Denn es ist das Einkommen jeder Klasse oder jeder Person, welches den Umfang ihrer Konsumtion bestimmt, und nicht ihre Bedürfnisse; ein Jeder kann nur mit seinem Einkommen kaufen, wenn es auch noch so viel Individuen giebt, die sich schlecht nähren, schlecht kleiden, schlecht wohnen müssen. Man kann viele Reichthümer schaffen, welche die Armen nicht zu konsumiren in der Lage sind; es ist sogar durchaus nicht zweifelhaft, dass ihre Bedürfnisse noch bei Weitem nicht befriedigt sind, dass sie sich recht gern besser nähren, besser kleiden, besser wohnen möchten; aber sie können nichts anderes in Kauf geben, als ihre Arbeit oder das Einkommen, das sie durch Verkauf ihrer Arbeit erhalten.

(Fortsetzung im folgenden Hefte.)

# —> Rundschau. <—

## Von den Hochschulen.

**Göttingen**, den 30. September 1895. Der Bericht in No. 17 des „Soz. Akad.“ über die hiesige sozialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung zeigt, dass der Einsender äusserst wenig über die Verhältnisse unterrichtet ist, über die er zu schreiben wohl einen „inneren“ Drang verspürt hat. Unter anderm sind die Angaben über die Mitglieder ganz unrichtig; so sind z. B. der „Wingolf“ und der Verein deutscher Studenten, die wohl das stärkste Kontingent stellen, nicht erwähnt. Die Zahl der Vortragsabende ist eine falsche. Hätte der Einsender sich nur der Mühe unterzogen, jeden Vortrag zu besuchen (was er doch hätte wenigstens thun müssen, falls er „Berichte“ einsenden will), so würde er auch so nicht Unrichtiges über die einzelnen Abende schreiben. Andererseits hat er das, was am Verein und seinen Mitgliedern im „Soz. Akad.“ vor allem zu tadeln wäre (was an den Abenden auch zur Sprache kam) nicht gebracht. Schliesslich hat er ein gewisses, unter den heutigen deutschen Verhältnissen besonders achtungswerthes Eintreten für die soziale Idee gegenüber den Angriffen von verschiedenen Seiten nicht gewürdigt.

Durch solche „Berichte“ und solche oberflächliche Kritik kann unserer Sache nie gedient werden, abgesehen davon, dass heute alle Kritik nichts bedeutet im Vergleich zu dem lebenden Beispiel! Und ein gerechter Beurtheiler darf und soll nie verkennen, dass unter den theologischen, christlich-sozialen Studenten oft mehr Opfermuth und Ueberzeugungstreue zu finden ist, als unter manchen sogenannten studentischen „Genossen“. O. O.

**Wien**, 5. Oktober 1895. Oesterreich erfreut sich bekanntlich des Rufes, hinter der civilisirten Welt immer um fünfzig Jahre zurück zu sein, und der Ausgang der Wiener Gemeinderathswahlen muss im Auslande wie eine Bestätigung dafür erscheinen. Dem gegenüber wird es vielleicht interessiren, von einer sehr erfreulichen fortschrittlichen Erscheinung zu hören, die an unserer Universität jüngst ins Leben getreten ist. Bei uns gab es bisher eine sozialistische Verbindung (Veritas), die sich aber schon vor längerer

Zeit aufgelöst hatte, und mehrere andere Verbindungen (Wiener akademische Vereinigung, Polonia, Kruzak), die von der antisemitisch-deutschnationalen Studentenschaft des verstorbenen Sozialismus verdächtigt, von der radikal-sozialistischen umgekehrt als halbschlichtig betrachtet wurden, während die Partei unter Leitung Dr. Adler's sich dem ganzen akademischen Sozialismus gegenüber ebenso kühl ablehnend verhält, wie zum Theil in Deutschland. Zwei von den drei letztgenannten Vereinen wurden übrigens im Vorjahre wegen Niederlegung von Kränzen am Grabe der Wiener Märzgefallenen behördlich aufgelöst, der dritte streng verwarnt. Schon vorher aber hatten sich dieselben zur Gründung eines grossen „Sozialwissenschaftlichen Bildungs-Vereins“ zusammengethan, der sich nun im verflossenen Semester in einer stürmischen ersten Versammlung konstituirte. Die drei einberufenden Vereine hatten zur Verhütung von Sprengungsversuchen sich durch verschiedene Bestimmungen die Majorität im Ausschusse zu sichern gesucht, was von den radikal-sozialistischen Studenten sehr übel aufgefasst und heftig bekämpft wurde. Jetzt haben sich die Wogen bereits wieder gelegt, und die Thätigkeit des Vereins ist im schönsten Gange. Es handelt sich darum, den Studenten der verschiedenen Fächer durch Vorträge und anschliessende Diskussionen ein wissenschaftliches Studium der sozialen Fragen zu ermöglichen, wie es Gewissenspflicht jedes modernen Gebildeten ist, wie es aber die heutige Spezialisirung der geistigen Arbeit nur wenigen Studenten gestattet. Das wäre nun nicht neu; bemerkenswerth ist aber bei uns die überaus wohlwollende Mitwirkung der Professoren und Dozenten und die starke Betheiligung der Hörschaft. Den ersten Vortrag (der gegenwärtig von dem Verein in Druck gelegt wird) hielt unter grossem Beifall Professor Philippovich über die wirtschaftliche Entwicklung Oesterreichs im 19. Jahrhundert, seither sind noch mehrere Vorträge gefolgt; für dieses Jahr ist von der Vereinsleitung ein zusammenhängender Vortragsplan nach grösseren Gebieten (z. B. Wirthschaft und Recht) in Vorschlag gebracht. Die Mitgliederzahl beträgt schon jetzt, vor der

Entfaltung der eigentlichen Wirksamkeit, 250, und dürfte sich in den nächsten Monaten bedeutend vermehren, um so mehr als der Verein sich auch an andere höhere Schulen zu wenden gedenkt. Die parteipolitische Zusammensetzung ist zwar eine sehr gemischte, die bedingungslosen Sozialisten bilden wohl nur einen kleinen Bruchtheil, einen grösseren vielleicht die thätig Sympathisirenden von der Farbe der englischen „Fabier“. Auf keinen Fall aber ist an bloss wienersche „Hetz“ oder an platonische Schöngesteirerei in der Art des hiesigen Friedensvereins zu denken, und auch so viel lässt sich behaupten, dass kein Mitglied des Vereins nichtswissenswollender Liberaler oder Antisemit ist. Also immerhin ein starker Schritt zur Zukunft!



Zürich, Oktober 1895. Auf meine Korrespondenz über den Internationalen Studentinnen-Verein in No. 12 des „Soz. Ak.“ fand ich in No. 15 eine Entgegnung, auf die ich zu erwidern habe, dass ich zu meinem Urtheile über diesen Verein mir berechtigt erschien, auf Grund der Mittheilungen zweier Vereinsmitglieder sowie aus dem Umstand, dass die Anwesenheit von Männern streng verpönt war. Wer wie Korrespondent auf dem Standpunkt steht, dass es für die Frau, die das eine Vorurtheil, das gegen sie herrscht, durch die Praxis der Universitätsstudium- und der Examenabsolvierung zerstört, dass es für die studierende Frau fast eine *conditio sine qua non* ist, Sozialistin zu sein, der muss wohl entschieden enttäuscht sein, wenn er vernimmt, dass Studentinnen einen Verein gründen, bei dem jede Anwesenheit von Männern ausgeschlossen ist. Emancipation und Androphobie harmoniren nun einmal nicht miteinander. Man findet diese Inkongruenz bislang nur bei der bürgerlichen Frauenbewegung. — Nachdem ich durch Rücksprache mit den leitenden Personen jenes Vereins mich davon überzeugt habe, dass der Verein höhere Zwecke hat, als jene 2 mir bekannten Mitglieder wussten, und da der Mensch, also auch ein Verein von Menschen, mit seinen höheren Zwecken wächst, so stehe ich nicht an, dem Verein mit seinem „revolutionärem“ Kern ein gutes Gedeihen zu wünschen, in der Hoffnung, dass bald das Veilchen aus seiner Verborgenheit träte; vielleicht stellt sich dann heraus, dass es gar kein Veilchen ist.

Der Antrag zum Parteitag, betreffend den „Soz. Akademiker“, konnte hier in

den Räumen der alma mater ausgelegt werden, ohne dass man irgend einen Ton der Missbilligung vernommen hätte. Fände sich in Berlin oder an anderen deutschen Universitäten nicht auch eine Lesehalle, die dergleichen wagen könnte wie Zürich?  
A. G.

### Theater, Musik und bildende Kunst.

„Silvano“, Oper in 2 Akten von Pietro Mascagni. Text von G. Targioni-Tozzetti. Erstaufführung durch das Ensemble des Mailänder Teatro Lirico Sonzogno im Neuen Theater zu Berlin am 8. Oktober 1895.

Zwei Wege hat der Künstler, der die Wahrheit schaffen will: entweder er bietet uns die Wirklichkeit in ihrer eigenen Form — dann liegt die Begründung in ihr selbst und kann uns nicht besonders gegeben werden —, oder er bietet uns gerade die Begründung, den Prozess des Entstehens — dann kann die Form nur symbolisch den Inhalt darstellen. — Welch eine Kunst genommen wird, um das Symbol zu liefern, ist völlig gleichgültig. Die Darstellung durch Töne, die musikalische Behandlung kann sich offenbar, da sie äusserlich unwirklich ist, nur an die zweite Art wenden. Das ist der sog. Verismus. Daher sind alle Einwendungen, die gegen ihn, wie gegen das Tondrama überhaupt, erhoben werden, hinfällig, z. B. die, dass man in Wirklichkeit nicht singe, oder dass die Wiederholungen einzelner Sätze unwahrseien u. s. w. Es kommt doch nur einzig darauf an, dass in dem Hörer die Empfindungen und Vorstellungen geweckt werden, die den Inhalt bedingen. Wenn dies geschieht, so ist die Kunst wahr.

Der eigentliche Verismus der modernen Opernmusik knüpft an Mascagni's „Cavalleria rusticana“ an. Die Nachtreter bemühen sich seither, uns eine möglichst sinngetreue Charakterisirung der Vorgänge und Situationen zu schaffen. Sie beschränken sich leider zumeist auf das Äusserliche-Physische, daher ihre Produkte auch ziemlich belanglos sind. Mascagni selbst ist so wenig „Verist“, wie Mozart, Weber, Bizet oder Wagner. Er ist der berufene Vertreter der Wahrheitskunst, doch er schafft sie nicht vorsätzlich, sondern, weil seine Individualität sie von selbst darbietet. Der ganze äussere Kram mit allen Effekten und „naturgetreuen“ Nachbildungen kümmerlt ihn herzlich wenig. Daher auch seine geniale Eigenart sich stetig weiter entwickelnd neue Bahnen einschlägt, ohne sich um die Schablone oder die Erwar-

tungen des Publikums, das ihr eine „Specialität“ zugeschrieben, zu kümmern. Seine Produktivität, bei der jetzigen Sterilität ein Phänomen, hat sich nicht in einem Werke erschöpft, wie dies z. B. bei Leoncavallo der Fall ist, der mit seinen „Bajazzi“ zugleich selbst fertig ist, was seine „Medici“ zur Genüge zeigen. Freilich, auf allgemeinen Anklang muss Mascagni einstweilen verzichten. Die „Cavalleria“ konnte allgemeinen Enthusiasmus erregen, wenngleich die sog. Kritik sich bald von ihr abwandte, um uns mit sorgsam zusammengescheissenen Bayreuther Epigonenwerken zu überliszen. Die folgenden Schöpfungen begegneten schon grossem Befremden. Nun, die Entwicklung des Genies kann nicht immer unter der Strahlengunst der Oeffentlichkeit vor sich gehen. Mozart, Beethoven und Wagner haben auch warten müssen.

Das neue Werk Mascagnis, der „Silvano“ leidet freilich, was nicht zu leugnen ist, unter dem an sich durchaus minderwerthigen Sujet. Doch die Begabung des Tondichters macht auch das Unbedeutende bedeutend. Durch die Musik wird die Handlung vertieft und aus ihrer begrenzten Enge gehoben, die Charaktere werden fest und bestimmt, die Seelenvorgänge treten plastisch hervor, insgesamt entsteht eine Schöpfung sozialer Kunst, das gross und allgemein erfasst werden muss.

In ers'er Linie ist es die durchweg hervorragende Erfindung, die das Wesen der musikalischen Gestaltung ausmacht. Sie ist nicht nur wunderbar, wenn man sie mit der gequälten Reminiscenzenmusik der anderen modernen Komponisten vergleicht, sondern an sich in stets blühender Ueppigkeit, und doch prägnant und wahr, nie willkürlich angewendet. Das, was man „Melodie“ nennt, scheint freilich nur spärlich aufzutreten. Das liegt daran, dass der melodische Fluss selten in einer breiten Cantilene ausströmt, die die Zuhörer als Ausbeute des Abends mit nach Hause nehmen können. Melodien sind wohl in Hülle und Fülle da, „nur ist's nicht leicht, zu behalten, und das ärgert unsre Alten.“ Die vielen neuen und recht ungewohnten Harmonieen befremden wohl Manchen anfangs; sie gehören indessen nothwendig zu dem einheitlichen Drama. Die Instrumentation ist durchweg frisch und ungekünstelt, sie braucht ja auch nicht durch Subtilitäten die Dürftigkeit der Ideen zu verbergen.

Der „Silvano“ ist, wie jedes rechte Kunstwerk, ein- und untheilbar. Von et-

welchen „Nummern“, die um ihrer selbst willen eingelegt sind, kann keine Rede sein. Chor, Einzelgesang und Orchester-Zwischenspiel folgt organisch aus einander. Für sich genommen sind die einzelnen Tonstücke rein musikalisch von ergreifender Schönheit, so der Rosen-Chor im I. Akt, dann die nur von Frauenstimmen gesungene Volksweise im II. Akt, die leider ganz sinnwidrig ausgeführt wurde, ein kurzes Orchester-Zwischenspiel zum Beginn des II. Aktes, auf einem einzigen, wehvoll-klagenden Motiv aufgebaut, und die Vision Silvano's von seinem kommenden Glücke, zart-verheissend, durchzittert von schmerzlicher Ahnung. Dergleichen Einzelheiten sind ja belanglos, doch geben sie schon für sich Kunde von der schöpferischen Kraft des Künstlers.

Eine Analyse des Werkes kann hier natürlich nicht gegeben werden. Das Publikum, das den jammerhaften „Medici“ begeistert zugejubelt, wie die Kritik bekundete übrigens fast einhellig ziemlich Verstandisslosigkeit. Das hat nicht viel zu sagen, die Mode ist wandelbar.

Die Aufführung durch die italienische Truppe liess viel zu wünschen übrig. Das Orchester unter Mascagni's eigener Leitung hielt sich recht gut, der Chor war grösstentheils vortrefflich, die Regie zu primitiv, sie hat auch Schuld an dem Misslingen des Volksliedes, welches doch aus der Ferne gedämpft herüberschallen und sanft ausklingen müsste. Die Solisten waren im Spiel von südländischem Temperament und durchweg sehr gewandt, Signora Frandin vermochte stellenweise sogar an die unvergleichliche Bellincioni zu erinnern. Die Stimmen waren aber zum Theil recht verbraucht, und über eine eigentliche Gesangkunst verfügte Niemand. In Italien scheint der bel canto genau so verschwunden zu sein, wie bei uns. Es trägt also doch wohl nicht das Wagner-Singen die Schuld dieses Verfalls (den besten Gegenbeweis liefert ja unser Betz). Es ist indessen Zeit, dass die Sänger wieder singen lernen. Das blosses Deklamiren kann uns schwerlich befriedigen.

Hoffen wir, dass wir den neuen Schöpfungen Mascagni's bald auch im Opernhause begegnen, und dass wir auch endlich den „Ratcliff“ hören werden, das Drama, in dem bereits „die grosse Suppenfrage des Sozialismus brodeit.“

C.

## Notizen.

Die „Russischen Zustände“ und der „Vorwärts“.\*) In Zürich erscheint mit Beginn des Oktober eine Halbmonatsschrift, der die internationale Solidarität beinahe im Voraus den Garaus hätte bereiten können, wenn nicht Leute an der Spitze des Unternehmens ständen, die unparteilicher und objektiver sind als manche Vertreter der Partei der Objektivität. Die „Russischen Zustände“ soll das neue Blatt heissen, und die russischen Zustände soll es in vollster Unparteilichkeit schildern. Nun hat aber einmal Einer von Einem seiner Bekannten gehört, dass die Person des verantwortlichen Redakteurs dieses Blattes ein russischer Polizeibeamter sei, der in Riga früher stationirt, hier in Zürich von dem Bekannten des Bekannten gesehen und auf seine frühere Thätigkeit interpellirt, Rede und Antwort gestanden habe. Anstatt nun sich vollste Gewissheit zu verschaffen, ob der „Gesehene“ auch wirklich mit der Person des Verantwortlichen der „R. Z.“ identisch, und ob der „Bekannte“ zuverlässig ist, verbreitet man munter das Gerücht weiter, bringt es in die Ohren des Korrespondenten des Zentralorgans der sozialdemokratischen Partei Deutschlands des „Vorwärts“ als verbürgte Wahrheit und legt somit einem äusserst verdienstlichen Unternehmen schwere Hindernisse in den Weg. Der „Vorwärts“ ist dann auch so leichtsinnig, diese Notiz aufzunehmen, obwohl er selbst seine Zweifel an ihr ausspricht. Er begeht unzweifelhaft einen Verstoß, den er durch Bemäntelung weiterhin nur vergrössert. Wenn er Zweifel an einer Notiz ausspricht, die einen unbescholtenen Menschen als Spitzel hinstellt, so sollte er doch nicht durch Veröffentlichung dieser Notiz sich der Verbreitung unbewiesener Gerüchte schuldig machen. — Seit dem Erscheinen der Nach-

richt im „Vorwärts“\*) sind von der Redaktion der „R. Z.“ alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Gerücht über ihren Redakteur als Verleumdung aufzuklären. Der „Vorwärts“ selbst ist mit Zeugnissen über den Aufenthalt dieses Mannes und seine Vergangenheit versehen, gleichviel er beharrt auf dem Standpunkte, dass erst durch seinen Korrespondenten Aufklärung geschaffen werden sollte. Es macht nichts, dass der Betreffende sich einem sozialdemokratischen Ehrengerichte unterwerfen will, obwohl er andere politische Anschauungen vertritt; die Verbreiter jener Nachricht leugnen einfach jede derartige Thätigkeit ihrerseits und stellen sich als unschuldsvolle Engel dar. Und was thut der „Vorwärts“? Obschon die „Arbeiterstimme“, das hiesige Parteiorgan, selbst für den Redakteur ihr Zeugnis in die Wagschale legt, obwohl öffentlich in dieser Zeitung die Verbreiter der Gerüchte zum Schiedsgericht geladen sind, trotzdem hüllt sich der „Vorwärts“ in sein bekanntes Stillschweigen, wodurch doch wahrlich nicht der Sache der Gerechtigkeit gedient wird; zum Mindesten hätten die hiesigen Genossen von dem journalistischen Anstand des „Vorwärts“ erwartet, dass er die Sache nicht durch Stillschweigen als erledigt ansieht und somit den Verdacht der grössten Perfidie, der Spitzelei auf einem Menschen unbegründet ruhen lässt. — Da die Angelegenheit sich zum grössten Theil unter den hiesigen sozialistischen Studenten abspielte, so hielt ich es für nothwendig, sie in unserem Organ zur Sprache zu bringen. Inzwischen haben sich noch persönlich Zusammenstösse ereignet, die ebenso unnöthig wie unliebsam waren. — Hoffentlich erinnert sich der „Vorwärts“ resp. die betreffenden Verbreiter recht bald der Ehrerpflcht, unbewiesene Gerüchte zu beweisen oder zu zerstören.

A. G.

\*) Da wir nicht in der Lage sind, die Richtigkeit der folgenden Thatsachen zu kontrolliren, so müssen wir die Verantwortung für dieselben unserm Berichterstatler überlassen. Die Red.

\*) 15. September 1895.